

Zeitschrift: Sauter's Annalen für Gesundheitspflege : Monatsschrift des Sauter'schen Institutes in Genf
Herausgeber: Sauter'sches Institut Genf
Band: 27 (1917)
Heft: 6

Artikel: Die Physiognomik
Autor: Imfeld
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1037927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Seuche in Europa (1831) nicht einmal gesehen und auch wir in fünf sehr bössartigen Epidemien nicht erlebt haben. Keine Klagen sind damals über Lieblosigkeit und Hartherzigkeit gegen die vom Unglücke des Erkrankens Betroffenen laut geworden, Handel und Wandel — kurz die volkswirtschaftlichen Interessen sind möglichst geschont worden. Hingegen wurden während der letzten Epidemien in einer wahren Flut von Erlässen und Vorschriften immer noch die unheilvollen Bazillen in der abschreckendsten Weise der Bevölkerung vor Augen geführt, die absonderlichsten Verordnungen mit Gesetzeskraft auf noch schwankende, von Sachverständigen gar nicht anerkannte Anschauungen hin gegeben.“

Hören wir was der große Dräsche Seite 45 diesbezüglich schreibt: „In der vorbakteriellen Ära und noch vor Einführung der Desinfektion (1850—1866) waren dergleichen Vorkommnisse auf den Abteilungen und in den Spitälern für Cholera etwas ganz Gewöhnliches. Die gesamte Prophylaxe (Vorbeugung) der Ärzte und Wärterinnen beschränkte sich damals bloß auf die übliche Reinlichkeit. Die Wärterinnen der Choleraabteilungen in den öffentlichen Spitälern verkehrten mit dem andern Wartepersonal ganz unbehindert und uneingeschränkt, holten auch die Speisen aus der gemeinschaftlichen Küche in gleichen Kleidern, inner- und außerhalb des Dienstes. Auf der Höhe der Epidemie, wo ein sehr starker Zuwachs von Cholerakranken täglich stattfand, hatten die Wärterinnen bei dem fortwährenden Wechseln der Bett- und Leibwäsche, Reinigen der Kranken und Unterlegen der Leischüsseln gar keine Zeit, sich bei jedem Handgriffe an denselben auch die Hände gehörig zu reinigen. Sie verzehrten ihre Tagesmahl auf den Krankenzimmern oder in den anstoßenden Küchen ebenso oft mit gewaschenen als ungewaschenen Händen. Eine Furcht, sich auf diese Weise zu infizieren (anzustecken), bestand damals

weder bei den Ärzten noch Wärterinnen. Die Choleraejekte (Durchfälle) gelangten, wie sie waren, in die gemeinschaftlichen Aborte und die beschmutzte Wäsche als solche in die Wäscherei. Hiefür kann die Berufung auf eigene Erfahrung geltend gemacht werden, da mir (Dräsche!) in den Epidemiejahren 1854 und 1855 die Leitung der Choleraabteilung im Wiener Allgemeinen Krankenhause übertragen war. Insgesamt standen damals 1775 Cholerafranke in meiner Behandlung. Nach den diesbezüglichen Aufzeichnungen aus der Epidemie 1855 erkrankten von den Ärzten, Wärterinnen, Geistlichen, Krankenfóhrlern, Speise- und Leichenträgern, kurz, von allen auf der Choleraabteilung damals beschäftigten Individuen nur eine Wärterin, aber schon nach viertägigem Dienste, an der Cholera. Von den übrigen Ärzten der Anstalt erkrankte und starb auch nur der höchst verdienstvolle Direktor des Allgemeinen Krankenhauses an der Seuche. Unter den 200 Doktoren und Doktoranden der Medizin, die behufs Entsendung als Aushilfsärzte in die verseuchten Provinzen an meinen Vorträgen auf der Choleraabteilung teilzunehmen verpflichtet waren, erkrankte auch nicht ein Einziger. — Auch kam während der Epidemie 1854 bei einer Gesamtzahl von 975 Cholerakranken unter dem Dienstpersonale der im Krankenhause selbst befindlichen Wäscherei kein Cholerafall vor.“

(Zeitschrift für eine natur- und vernunftgemäße Lebensweise.)

(Schluß folgt.)

Die Physiognomik. ¹⁾

Von Dr. Imfeld.

Man hat behauptet, daß die physische und psychische Gesundheit des Menschen aus seinen

¹⁾ Die Gesichtsdeutung, Erkennung des Charakters, des Temperaments und des Gesundheitszustandes des Menschen aus seinen Gesichtszügen.

Gesichtszügen erkannt werden könne. Die so zahlreichen und so verschiedenartigen Nerven, der Reichtum der Blutgefäße, vor allem die unzähligen und so komplizierten Muskeln, womit die Natur das menschliche Gesicht in so überschwenglicher Weise ausgestattet hat, erklären uns in der That, warum dasselbe allen psychischen Aeußerungen ein offenes Feld bietet.

Nicht ganz unrichtig ist der Ausspruch des Dichters, daß wenigstens zehnmal im Tag die Ebbe und Flut der menschlichen Leidenschaften auf unserem Gesichte steigt und fällt. Die Röthe und die Blässe des Gesichtes, die Weichheit und die Härte, die Kontraktion, die Entspannung und Verlängerung der Gesichtszüge reflektieren die organischen Empfindungen. Bei langer Dauer der Leidenschaften, welche die Physiognomie gewohnheitsmäßig und beständig beeinflussen und auf derselben ihren Ausdruck finden, bleibt dieser Ausdruck schließlich für immer bestehen; die körperlichen und seelischen Empfindungen hinterlassen bleibende Merkmale; denn die Funktion bildet das Organ. So z. B. wird ein fröhliches und heiteres Gemüt durch Weichheit und harmonische Lieblichkeit der Gesichtszüge sich kundgeben; andererseits werden Leidenschaften, Kummer, Sorgen und bleibender Schmerz denselben einen harten, düstern und schmerzlichen Ausdruck geben, der zustande kommen wird durch die beständige Kontraktion der Gesichtsmuskeln, durch die Faltenbildung auf der Stirne, sowie durch die erdfahle oder gelbe Färbung der Haut. Ferner finden wir bei den Menschen, schon infolge des Atavismus und der Erblichkeit, eine gewisse Anzahl von typischen Gesichtern, so z. B. das sympatische, anziehende, und das abstoßende Gesicht; das weiche und liebliche, das harte und widerliche, das Vertrauen und das Mißtrauen erweckende, das heitere und das finstere, usw. In Bezug auf die Lebensumstände wird der Reiche eine andere Physiognomie haben

als der Arme; in Bezug auf den Charakter, der Bescheidene eine andere als der Eitle und Hochmütige. Mit einem Wort, Jedermann wird, je nach seinem besonderen Wesen und je nach seiner Eigenart, einen besonderen und eigenartigen Gesichtsausdruck haben. Ja noch mehr, der Gesichtsausdruck bietet auch ein Unterscheidungsmerkmal zwischen den verschiedenen Menschenrassen; er ist ein wahrer Prüfstein zur Erkennung der Menschen.

Freilich dürfen wir diesen Tatsachen nicht ein gar zu übertriebenes Gewicht beilegen und sie nicht zur Höhe einer exakten Wissenschaft bringen wollen. Die Physiognomik ist und wird niemals etwas anderes sein als eine auf Mutmaßung sich gründende Kunst. Immerhin ist aber nicht zu bestreiten, daß der obere Teil des Gesichtes (der Stirnteil), welcher den Gehirnwindungen entspricht, den Grad der Intelligenz kund gibt, der mittlere Teil aber mehr den Ausdruck der Empfindungen und der untere Teil denjenigen der Instinkte; der größere oder geringere Grad der Entwicklung dieser drei Gesichtsteile, ist gleichbedeutend mit dem mehr oder weniger ausgesprochenen Uebergewicht der einen oder der andern der genannten drei Eigenschaften. Jedermann weiß, daß je beweglicher die Gesichtszüge sind, umso lebhafter die Empfindlichkeit des Individuums ist; die Beweglichkeit des Gesichtes hat aber seinen Sitz vorzüglich in dessen mittleren Teil. Dieser Teil des Gesichtes ist es, der dem weiblichen Geschlechte seinen eigentümlichen Reiz verleiht; die Frauen, welche sich mehr dem männlichen Charakter annähern, haben die andern Gesichtsteile entsprechend mehr entwickelt als den mittleren und das ist es, was ihre Schönheit beeinträchtigt.

Um vom Auge zu sprechen, so ist es wohl banal zu sagen, daß dasselbe der Spiegel der Seele ist. Jedermann erkennt im Blick des Andern den aufrichtigen oder verschlossenen oder

heuchlerischen Menschen; Jedermann weiß, daß lebhafteste Augen in der Regel der Ausdruck einer sehr empfindlichen Natur sind. Die Farbe der Haare bietet oft ein Fingerzeig über das Temperament seines Besitzers; lymphatische Individuen haben gewöhnlich blonde Haare. Die Farbe der Haare wechselt auch nach Klima und Rassen und kann auch annähernd, sowie die Farbe der Haut, zur Bestimmung derselben dienen.

Selbst das Ohr kann dem scharfen Beobachter über Vieles annähernd Auskunft geben. Die Physiognomie des Ohres ist von Dr. A. Jour gründlich studiert worden. Ein weißes, weiches und niedriges Ohr, von eleganter Form, welches in harmonischer Weise sich an den Kopf anlehnt, kann kaum einem gemeinen Menschen angehören, hingegen aber könnte ein hochrotes, hartes, dickes, mit plumpen und zu vollblütigen Ohrläppchen versehenes Ohr, von unförmiger Gestalt und fehlerhaftem Anschluß an den Kopf, sehr wahrscheinlich auf einen Menschen von niedrigem Charakter und von tierischen Instinkten schließen lassen. — Zwischen diesen zwei Extremen gruppieren sich eine ganze Anzahl anderer Arten von Ohren; große und fleischige Ohren deuten auf grobe Instinkte und leidenschaftliche Begierden; dünne, kleine, schlechtgeformte und an den Kopf eng anlebende Ohren deuten auf Mangel an Urteil, auf Eifersucht, Eigennützigkeit und niedere Gesinnungen.

Das Alter ist in der Physiognomie ziemlich leicht zu erkennen. Beim Kind wird der Ausdruck der Gesichtszüge oft durch reiches Fettgewebe etwas verdeckt; im vorgerückten Alter geschieht dasselbe durch die Furchen und die Runzeln, welche die Zeit in das Gesicht gegraben hat. Die Physiognomie der in ihrer vollen Blüte stehenden Jugend, dieses fröhlichen Frühlings des Menschen, ist eine andere als die des ernstesten Mannesalters. Zur Zeit der Geschlechtsreife erhält der untere Teil des Gesichtes eine stärkere Entwicklung. Der charakteristischere Ge-

sichtsausdruck läßt den Beobachter die neuen Empfindungen des Organismus erkennen. Dieses berechtigt das bekannte charakteristische Wort des berühmten Cabanis, welches lautet: „Die äußere Erscheinung ist der Reflex der inneren Empfindungen.“

Für die Erkenntnis der Krankheiten ist es ganz besonders notwendig, Physiognomiker zu sein. Der Arzt erkennt die Blutarmut in der wachsblassen Farbe des Gesichtes, bei Leberkrankheiten ist die Farbe strohgelb, bei Krebs erdfahl; die Herzkrankheiten erkennt man an der Röte und an der Erweiterung der Kapillargefäße der Wangen. Bei hochgradiger Herzkrankheit nimmt aber die Farbe des Gesichtes einen dunklen bläulichen Ton an, wird cyanotisch. Beim Typhus besteht im Gesicht ein Ausdruck von Teilnahmslosigkeit, Abspannung und Stumpfheit. Bei der Gesichtslähmung sehen wir die Falten der gelähmten Seite des Gesichtes geglättet; diese Hälfte des Gesichtes ist schlaff und herabhängend.

Von gewissen Gesichtern kann man mit Recht sagen, daß sie eine lebende Photographie des bestehenden Krankheitszustandes sind. Ein junger Mann mit langen, seidenweichen Haaren, mit großen schmachtenden Augen, welche einen bläulichen Glanz haben und von langen Wimpern beschattet sind, mit der in der Mitte der eingefallenen und hohlen Wangen hervorstechenden Röte, mit den verkürzten Lippen, die schöne weiße Zähne sehen lassen — ist fast immer ein Lungenkranker. Schon Hippocrates irrte sich nicht, als er erkannte, daß es nur die Leidenschaft der Liebe war, welche die Züge des von allen Ärzten als schwindsüchtig aufgegebenen Königs Perdiceas verzerrt hatte.

Ein Kind mit großem Kopf, mit frischer und rosigter Gesichtsfarbe, mit feiner Haut, mit geschwülstigen Lippen und schlechten Zähnen — ist skrophulös. Das Gesicht ist wohl schön, aber von einer besonderen Schönheit, welche man die skrophulöse Schönheit nennt.

Die Krankheiten des Unterleibes führen zu zu einer ganz besonderen Art von Gesichtszügen. Das Gesicht hat einen mutlosen und schwermütigen Ausdruck, es ist zusammengeschrumpft und sieht immer traurig aus; die Farbe ist fahl und leichenblau, die Haut ist runzlig, das Gesicht ist lang und schmal, die Augen sind hohl und mit blauen Ringen umgeben . . . , was Bichat veranlaßt hat zu schreiben: „Die Organe des Leibes sind der Sitz der traurigen Empfindungen“. Dieser große Gelehrte betrachtete, nicht ganz ohne Grund, das Sonnengesicht als eine Art Gehirn des Unterleibes.

Die von Krankheit Genesenden haben einen offenherzigen und unschuldigen Ausdruck, der das Gesicht sehr oft verschönt und verjüngt. Das soll davon herrühren, daß die Leidenschaften sich gelegt hatten und ihre Herrschaft noch nicht wieder gewonnen haben.

Jeder Zustand des Menschen hat sozusagen seinen eigenen Ausdruck der Physiognomie. Das menschliche Gesicht ist ein offenes Buch, worin aber nur diejenigen die Wahrheit erkennen, die in demselben zu lesen verstehen.

Die Beweglichkeit des Gesichtes ist eine so hochgradige, daß sich augenblicklich dessen Ausdruck verändern kann. Die Hygiene warnt davor, diese so wunderbare Beweglichkeit zu missbrauchen. Nichts macht das Gesicht so glanzlos und so runzlig, wie die Gewohnheit, Grimassen zu schneiden. Die Schauspieler wissen es. Die Leute hingegen mit ruhigem Gesichtsausdruck behalten lange Zeit die äußere Erscheinung der Jugend. Nichts verändert das Gesicht so sehr im ungünstigen Sinne wie die nächtlichen Ausschweifungen. Der Schlaf ist der König der Stärkungsmittel, aber das beste Ruhekitzen ist nicht, wie Shakespeare meint, der Busen des geliebten Weibes, sondern es ist das unkörperliche Ruhekitzen einer friedlichen Seele und

eines guten Gewissens. Nicht umsonst sagt das Sprichwort: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekitzen!“

Yoghurt und Panglebigkeit.¹⁾

Ein Auszug aus dem Manuskripte des in russischer Sprache verfaßten Buches: „Die physikalisch-diätetische Vorbeugung und Heilung der Krankheiten“

von Dr. Ivan Theodoroff (Barna-Bulgarien).

Eine der Hauptursachen nicht nur der meisten Krankheiten sondern auch des vorzeitigen Alterns besteht bekanntlich nach Metschnikoff, Cohendy, Combe und anderen in der intestinalen Auto-intoxikation, d. h. in der allmählichen Vergiftung des Organismus durch Aufsaugung der im Darne bei der Fäulnis der einreishaltigen Nahrungsreste entstehenden Gifte. Diese Fäulnis wird durch gewisse Mikroben (Proteolyten) hervorgerufen, die nur auf alkalisch reagierendem Nährboden gedeihen können und deren giftige Ausscheidungen die Selbstvergiftung des Organismus steigern, um nun der Fäulnis, d. h. der Giftbildung vorzubeugen, ist Professor Metschnikoff auf die Idee gekommen, die alkalische Reaktion des Dickdarms in saure umzuwandeln und dies durch den Yoghurtgenuß. Die Laktobazillen des Yoghurts verwandeln im Darne den Milchzucker der sauren Milch in Milch- und Bernsteinsäure, die die Reaktion des Darminhaltes ändern. Damit aber diese Reaktion beständig sauer bleibt, empfiehlt Professor Metschnikoff regelmäßigen, beständigen Yoghurtgebrauch.

Ob es ratsam, ob es vorteilhaft für den Körper ist, den natürlich alkalisch reagierenden Dickdarminhalt beständig in saueren umzuwandeln, lasse ich dahingestellt. Was aber die beständige übermäßige Milchsäurebildung im Darne

¹⁾ Entnommen der gediegenen Monatschrift „Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis“, herausgegeben von Dr. med. Ziegelrot. Verlag M. Richter, Frankfurt (Oder). Preis für 1 Jahr 12 Mk.